

Susanne Marten-Finnis: Pressesprache zwischen Stalinismus und Demokratie. Parteijournalismus im „Neuen Deutschland“ 1946-1993

Tübingen: Niemeyer 1994 (Medien in Forschung und Unterricht, Serie A, Bd.38), 223 S., DM 96,-, ISBN 3-484-34038-x

Daß ideologische Richtungswechsel an sprachlichen Nuancen zu erkennen waren, hat in der DDR jeder gewußt, daß sich solche Nuancen im Sprachgebrauch der Zeitungen niedergeschlagen haben, ist eine Selbstverständlichkeit. Wie sich das in der Zeitungssprache der DDR ausgewirkt hat, will Susanne Marten-Finnis zeigen. Dabei hat sie sich in ihrer Tübinger Dissertation auf einen exemplarischen Längsschnitt beschränkt, in dem sie die Entwicklung des *Neuen Deutschland* (ND) von seinen Anfängen 1946 bis 1993 nachzeichnet. Den Zeitraum von fast 50 Jahren unterteilt sie in drei Abschnitte, in denen wiederum Schwerpunkte gesetzt werden: Für die Phase von 1946 bis 1961 geht es vor allem um den sprachlichen Einfluß des Russischen (die „sowjetische Neusprache“); für die Phase von 1962 bis 1989 werden zwar auch die sprachlichen Entwicklungen nach dem

Mauerbau thematisiert, vor allem aber die der unmittelbaren 'Vor-Wende-Zeit'; die letzte Phase von 1990 bis 1993 handelt von den Versuchen, die (sprachliche) Erblast der SED abzustreifen.

Wie Marten-Finnis betont, konnte sie einen eigenen Untersuchungsansatz entwickeln, den sie allerdings nicht explizit vorstellt. Doch als programmatisch mag gelten, daß es ihr insgesamt nicht um die „Bestandsaufnahme von neuen Wörtern“ geht, „sondern vielmehr um die Offenlegung der Denk- und Begriffsstrukturen, die sich hinter bestimmten diskursiven Strategien verbergen“ (S.2). Das ist ein ausgesprochen anspruchsvolles Vorhaben, verlangt es doch zweierlei: die Herausarbeitung der Sprachhandlungsmuster und sprachlichen Mittel, mit denen die diskursiven Strategien realisiert werden, und die Rekonstruktion der ideologischen Konzepte, denen die ND-Journalisten folgen. Vorgenommen hat sich Marten-Finnis also die sprachwissenschaftliche Analyse, die publizistikwissenschaftliche Aufarbeitung und die Einbettung dieser Aspekte in die Geschichte der DDR. Folgt man der Verteilung der Stichworte „Pressesprache“ und „Parteijournalismus“ auf Haupt- und Untertitel der Arbeit, so soll dabei der Schwerpunkt auf dem Sprachlichen liegen.

Marten-Finnis ist es weithin nicht gelungen, die verschiedenen Gesichtspunkte miteinander zu vermitteln, was nicht heißt, daß sie nicht eine Vielzahl von interessanten Beobachtungen vorlegt. Besonders ungleichmäßig ist die Sprachanalyse ausgefallen. Einerseits finden sich Abschnitte, in denen ganz explizit sprachliche Mittel wie verbale Stereotype, Metaphern, Aspekte des Satzbaus und ihre Funktionen behandelt werden (z.B. Freund-Feind-Polarisierung; Diffamierung, Machtstabilisierung oder Durchsetzung von Totalitätsansprüchen), aber auch die Fortentwicklung des ND zu einer „Zeitung neuen Typs“ mit gravierenden sprachlichen Auswirkungen (z.B. Verschwinden der Sparte „Wirtschaft“, Entstehen von Arbeiterkorrespondenzen, Heranziehen eines doktrinären Journalistenstammes). Andererseits finden sich lange Ausführungen, in denen SED- oder auch PDS-Positionen entfaltet werden und in denen die ND-Zitate lediglich zur Illustration der skizzierten Positionen dienen. Sprachliche Detailanalyse wird dann nur noch am Rande geboten, dafür aber pauschale Einschätzungen wie „Sollte es hinsichtlich des politischen Sprachgebrauchs im Herbst 1989 eine DDR-eigene Dynamik gegeben haben, im ND ist sie jedenfalls nicht zutage getreten.“ (S.103); oder: Im ND habe es keine „Sprache der Wende“ gegeben, statt dessen habe sein Sprachwechsel „bereits vor der Wende stattgefunden, nämlich als die SED 1988 zur Sprache des Kalten Krieges zurückkehrt und im folgenden die Begriffe der Oppositionsgruppen inhaltlich neuzubeleben versucht“ (S.135).

Wie schon gesagt, Marten-Finnis bietet zahlreiche Beobachtungen. Doch insgesamt muß der Leser mit den vorgelegten Befunden und Erklärungen vorsichtig umgehen. So ist beispielsweise die Behauptung wenig plausibel, daß der Gebrauch einer quasireligiösen Sprache auf die Tradition jüdischer Chronikschreibung zurückgehe, die durch jüdische Sozialrevolutionäre Eingang in die

Sprache der Bolschewiki und der SED gefunden habe. Auch das Urteil, der religiöse Ursprung von Zitaten werde von den Lesern des ND nicht mehr verstanden, ist problematisch. Wenn das ND 1946 von der „Sorge um das tägliche Brot“ geschrieben hat, dann wird so mancher deutsche Leser an das „Vater Unser“ gedacht haben. Gelinde gesagt Quatsch ist die These, daß „beim Gebrauch von Passivsätzen eine Nominalisierung von Abstraktverben zustande“ kommen könne (S.37). Und zumindest kühn ist der Vorsatz, den „sprachlichen Niederschlag der leninistischen Ideologie und der sowjetischen Neusprache im syntaktischen Aufbau von Zeitungstexten“ nachweisen zu wollen (S.36). Abgesehen davon, daß die Syntax den Bau von Sätzen und nicht von Texten betrifft, ist nicht nachzuvollziehen, wie sich die leninistische Ideologie auf den Satzbau auswirken soll. Solche Merkwürdigkeiten beeinträchtigen den Umgang mit Marten-Finnis' Ergebnissen erheblich, was letztlich an ihrer Darstellungsweise liegt. Zu Recht hat sie nämlich darauf verzichtet, Belege anzuhäufen; das hätte nur zu „Zitat-Friedhöfen“ geführt. Statt dessen belegt sie ihre Deutungen mit ausgewählten Beispielen. Eine solche Vorgehensweise ist aber mit der stillschweigenden Voraussetzung verbunden, der Leser dürfe sich darauf verlassen, daß der exemplarische Beleg und das weitergehende Urteil tatsächlich in Einklang stehen. Wo soll aber ein Leser, der durch offensichtliche Ungereimtheiten verunsichert ist, das notwendige Vertrauen in die präsentierten Ergebnisse hernehmen?

Ulrich Püschel (Trier)